

**Aus:**

HANNELORE BUBLITZ

## **Im Beichtstuhl der Medien**

Die Produktion des Selbst im öffentlichen Bekenntnis

März 2010, 240 Seiten, kart., 25,80 €, ISBN 978-3-8376-1371-1

Im Beichtstuhl der Medien verkehrt sich das Beichtgeheimnis ins Gegenteil: Privates wird öffentlich, Selbstentsagung zu Selbstentfaltung, Selbstbeobachtung erfolgt im Blick einer anonymen Öffentlichkeit.

Hannelore Bublitz spürt dem Drang des sich wortreich mitteilenden und unablässig zeigenden Subjekts nach, sich in medial inszenierten Bekenntnisritualen sozialen Anschluss und gesteigerte Individualität zu sichern. Medien sind demnach nicht nur »voyeuristische Apparate«, sondern soziale Bänder, über die das exponierte Subjekt sich im doppelten Wortsinn produziert, immer wieder anders konfiguriert und positioniert.

**Hannelore Bublitz** ist Professorin für Soziologie und Sprecherin des interdisziplinären Graduiertenkollegs »Automatismen« an der Universität Paderborn.

Weitere Informationen und Bestellung unter:

[www.transcript-verlag.de/ts1371/ts1371.php](http://www.transcript-verlag.de/ts1371/ts1371.php)

# INHALT

<b>Einleitung</b>	7
<b>I. In den Kulissen der Macht (I): Der Körper des Königs</b>	35
1. Personale Repräsentation und Theatralität	35
2. Ökonomie, Öffentlichkeit, Privatsphäre	39
3. Veränderte Codierung des Privaten und Öffentlichen	43
4. Tyrannei der Intimität: Intimitätskult	48
5. Verlust der Privatsphäre – Die Macht einer globalen Ökonomie	52
<b>II. In den Kulissen der Macht (II):</b>	
<b>Das Subjekt, das sich selbst spricht</b>	57
1. Konstruktion des Selbst in der Beichte und im Geständnis	57
2. Paradoxes Selbstverhältnis	63
3. Der Beichtstuhl als mediale (Versuchs-)Anordnung	67
4. Disziplinäre, panoptische Macht: Verschränkung von Beobachtung und Selbstbeobachtung	70
5. Öffentliche Manifestation des Selbst, das sich spricht	73
<b>III. In den Kulissen der Macht (III):</b>	
<b>Postdisziplinäre Techniken der Selbstführung</b>	79
1. Marktförmige Selbstentfaltungskultur	79
2. Neucodierung des Subjekts	84
3. Kontrollgesellschaft	89
4. Gouvernamentalität der Gegenwart	91
5. FSK – Freiwillige Selbstkontrolle oder die Konkurrenz schläft nicht	96
<b>IV. Mediale Selbsttechnologien</b>	103
1. Mediale Selbstspiegelungen	103
2. Selbsttechnologien des (post-)modernen Flaneurs	106
3. Subjektive Selbstreferentialität	110

4. Theatralität des Selbst: Selbstentfaltung durch Selbstpräsentation	114
5. Performanz und Performativität	117
<b>V. Öffentliche Manifestation des Subjekts in medialen Verzeichnissen (I): Therapeutik des Alles-Sagens</b>	119
1. Gegenseitige Durchdringung von Intimität und Öffentlichkeit – Intimität im Zwielflicht einer anonymen Öffentlichkeit	126
<i>Exkurs: Talkradio als ›säkulare Beichte‹ – Domian</i>	126
<i>Exkurs: Die Nacht als Ort der Passagen von Intimität und Öffentlichkeit</i>	128
2. Intime Geständnisse und säkulare Beichte. Theatralische Inszenierung von – wahren – Geschichten	133
3. Passagen von Normalität und Abweichung	139
Süchte	146
Traumatisches	150
Schicksalsschläge	156
Tabubrüche	161
<b>VI. Öffentliche Manifestation des Subjekts (II): Selbstpraktiken im Netzwerk medialer Verzeichnisse</b>	169
1. Kommunikative Vernetzung und die Vielzahl von Austauschverhältnissen	172
2. Selbstfindung und das Begehren nach Kontrolle	186
3. Ranking, Skalierung, Selbstoptimierung und normalisierende Praktiken in medialen Verzeichnissen	200
4. Normalisierung des Ausnahmezustands	207
<b>Schlussbetrachtung: Personale Präsentation im öffentlichen Raum einer medialen Bühne</b>	219
<b>Literatur</b>	223

## EINLEITUNG

---

»Alles ist sichtbar, alles Oberfläche. Auf dieser Oberfläche, die von den Medien tausendfach gespiegelt wird, sehen wir die krampfhaften Zuckungen einer Gesellschaft, die sich planvoll entblößt.« (Greiner 2000)

»Das Internet trägt ganz große Schuld an der Verrohung, die in unserer Gesellschaft vor sich geht.« (Domian, Sendung vom 11.3.09, anlässlich des Amoklaufs von Tim K. in Winnenden)

»Die Kinder haben alle ein Handy – und die wollen geladen sein«, sagt eine Frau nachts am Telefon, als sie beim Talkradio *Domian* anruft und darüber spricht, dass sie Telefonsex macht, um ihren vier Kindern den Zugang zum sozialen (Kommunikations-)Netz zu ermöglichen.<sup>1</sup> Dies gelingt ihr nur, indem sie Männerphantasien Zugriff auf sich und ihren Körper gewährt. Dabei schließt sich ihr Körper über das Medium nicht nur mit den Phantasien der sie anrufenden Männer zusammen, sondern er ist, für die Dauer der medialen Kommunikation, zu einem öffentlich zugänglichen und verfügbaren Körper geworden. Wie in gesellschaftlich realisierten Phantasien des technisch aufgerüsteten und optimierten Kör-

---

1 Die Telefon-Talksendung *Domian*, die von Montag bis Freitag von ein bis zwei Uhr nachts im Radio auf WDR Eins Live sowie im WDR Fernsehen ausgestrahlt wird, wird von Jürgen Domian moderiert; vgl. dazu das gesamte Kap. V; dort auch nähere Angaben zum Sendeformat.

pers, der angeschlossen ist an Medientechnologien<sup>2</sup> und gesellschaftliche Institutionen, ist der Körper auch hier kein privater Körper mehr.<sup>3</sup>

Das gilt erst recht für dessen exzessiven Anschluss an öffentliche Kommunikationsmedien und -kanäle: Dauerkommunikation und Dauerpräsenz im Netz produzieren ›Online-Cyborgs‹, deren alltägliches Privatleben, »weil sie permanent im Netz sind, öffentlich wird« (vgl. Spreen 2007a: 74), oder besser: in der medialen Öffentlichkeit verschwindet.<sup>4</sup>

Aus dieser Perspektive spricht einiges dafür, dass die Unterscheidung von privat und öffentlich im Zuge medialer Formen der Kommunikation, bei denen der Privatbereich des Individuums sowie sein Körper direkt an Kommunikationsnetzwerke angeschlossen sind, hinfällig wird und beides nicht länger mit den Bereichen des Privatlebens und der – bürgerlichen – Öffentlichkeit zusammenfällt (vgl. dazu auch Weiß/Groebel 2002; Weiß 2002a, 2002b).<sup>5</sup> Was sich abzeichnet, ist zweifellos

- 
- 2 Der Begriff ›Medientechnologien‹ bezieht sich sowohl auf die technischen Apparate selbst wie auch auf die entsprechenden symbolischen Verfahren und Praktiken der Form(ier)ung, mit denen technische Medien operieren. Mediale Technologien verlängern sich in das Selbstverhältnis des Subjekts und seine sozialen Beziehungen sowie in das Verhältnis zu seinem Körper.
  - 3 Die Annahme eines privaten Körpers ist in gewisser Weise paradox, denn der Körper hat unweigerlich eine öffentliche Dimension. Er ist, selbst wenn er ›der eigene‹ ist, auf andere bezogen und in soziale Prozesse einbezogen. Kulturellen Einschreibungen, die ihn erst konstituieren, unterworfen, befindet sich der Körper unweigerlich im Blick der anderen, bevor und wenn das eigene Auge auf ihn fällt: »Als Körper, der von Anfang an der Welt der anderen anvertraut ist, trägt er ihren Abdruck, wird im Schmelztiegel des sozialen Lebens geformt und ist erst viel später das, worauf ich mit einiger Unsicherheit Anspruch erhebe als mein eigener Körper.« (Butler 2009a: 41)
  - 4 Ob das Privatleben allerdings je so durchgängig der Sichtbarkeit enthoben und damit den Blicken der Öffentlichkeit entzogen war, darf angesichts der sozialstrukturellen Verhältnisse Ende des 19. Jahrhunderts, des Zeitraums, als die Grenze zwischen Privatsphäre und Öffentlichkeit vom Bürgertum gezogen wurde, bezweifelt werden.
  - 5 Vielversprechender, als davon auszugehen, dass das Privatleben durch komplexe Medientechnologien, technische Erweiterungen des menschlichen Körpers, Verdattung und permanente Mediennutzung veröffentlicht wird, erscheint mir eine differenziertere Auseinandersetzung mit dem Phänomen des Privaten und Öffentlichen sowie deren Veränderung im Zuge der Verlängerung medialer Technologien ins Subjekt. Hier zeigt sich möglicherweise, dass Privates und Öffentliches, medial vermittelt, nicht mehr strikt getrennten Bereichen zuzuordnen ist und dass sich mediale Formen der Selbstinszenierung und Selbstpräsentation ihrer Aufteilung in öffentliche (Re-)Präsentation und Privatsache und damit auch einer strikten Grenzziehung zwischen Öffentlichem und Privatem entziehen.

eine Veränderung traditioneller Vorstellungen des Privaten und Öffentlichen. Neue Kommunikationsformen mit dem – medial angeschlossenen – Gegenüber schließen neue Formen der ›distanzierten Vertrautheit‹ ein.<sup>6</sup> Dies verweist wiederum auf gesellschaftlich veränderte und medial vermittelte Rahmenbedingungen des öffentlichen Raums und der privaten Sphäre.

Die Attraktivität von Medientechnologien ist, über die technisch-mediale und soziale Anschlussfähigkeit hinaus, ein vielschichtiges Phänomen, das unter anderem mit der Verschiebung von Raum- und Zeit- und damit auch Körpergrenzen zusammenhängt.<sup>7</sup> Sich im öffentlichen Raum über weite Entfernungen hinweg mit jemandem sprechend fortzubewegen, der nicht anwesend ist und für die Zuhörer unsichtbar bleibt, ist eine Sache, die den Besitzern mobiler Telefone, über das Mitgeteilte hinaus, das angenehme Gefühl gibt, sich losgelöst von Raum und Zeit mitteilen zu können und sich daher nie und nirgends alleine oder gar verloren fühlen zu müssen, ganz abgesehen von dem behaglichen Gefühl der ›Telefon-Trance‹ (vgl. Winkler/Tischleder 2001). Zweifellos ist ein Grund für das Verlangen nach medialen Anschlüssen, jederzeit und überall mit Informationen ›aufgeladen‹, ›auf dem Laufenden zu sein‹, mitzubekommen, was sich ereignet, was ansteht, was andere so machen. Wichtig scheint es aber auch zu sein, Mobilität dadurch zu konterkarieren, dass Distanzen kommunikativ verringert werden. Beide Aspekte verweisen auf Austausch-, Bindungs- und Sicherheitsbedürfnisse, die der prinzipiellen Offenheit von (Denk- und Lebens-)Horizonten gegenüberstehen. Vielleicht entspringt das Begehren, sich in der Öffentlichkeit über Persönliches sprechend zu exponieren, aber auch einem tiefer liegenden, ›exhibitionistischen‹ Wunsch, der medial freigesetzt wird und dem ein voyeuristisches Verlangen entspricht.<sup>8</sup> Wie auch immer: Wenn

- 
- 6 Deutlich wird dies insbesondere an exzessiven Formen der Medienkommunikation und -präsenz, die bewirken, dass sich Mediennutzer/-innen aus der realen, leiblichen Welt in eine vernetzte digitale Sphäre ›absetzen‹ und sich in die Schutzhülle einer »distanzierten Dreimeilenzone« einspinnen; vgl. dazu Manfé (2005: 18), der am Beispiel der japanischen medialen Subkultur des Otakismus auf die Veränderung von Lebensformen Jugendlicher hinweist.
- 7 Zur zentralen kulturellen Bedeutung von Medien und ihrer sozialisatorischen Funktion die Beiträge der Cultural Studies, hier vor allem Fiske 1994; Grossberg 1992; Kellner 1996; Du Gay/Hall et al. 1997; Theweleit 2004.
- 8 Der Begriff des ›exhibitionistischen‹ wie auch der des ›voyeuristischen‹ Begehrens scheint kaum neutral zu gebrauchen zu sein; er impliziert aus kulturkonservativer Sicht immer schon eine Abwertung und ist aus psychoanalytischer Sicht vor allem durch seine Konnotation als ›sexuelle Perversion‹ in Verruf geraten. Dabei geht es an dieser Stelle medialer An-

die Attraktivität der neuen Medien vor allem darin bestünde, sich anderen zu *zeigen* und zu demonstrieren, dass man sich als privates Individuum durchaus frei im öffentlichen Raum bewegt und als solches jederzeit Anschluss hat an die sozialen Bänder, die die Gesellschaft bei aller Beweglichkeit zusammenhalten, dann *zeigt sich* im Anschluss an – zunehmend mobile – Medien mehr als nur der Spaß andauernder Kommunikation. Was in der Mediengesellschaft des 21. Jahrhunderts zählt, ist der unbegrenzte Zugang zur Zirkulation von Waren, Information und Kommunikation. Es ist der permanente Zugriff auf Datenströme, Aufmerksamkeits- und Kommunikationsnetzwerke, Geld und Bildung, alles Kapitalsorten, und die fast simultane Präsenz auf allen sozialen Kanälen, die soziale Zugehörigkeit, vor allem aber auch sozialen Status sichern. ›Access‹ (Rifkin 2000) wird zur Münze, die das Begehren nach Aufmerksamkeit, nach unbegrenzter Fortbewegung, technischem und sozialen Fortschritt, Fortkommen und Aufstieg, gekoppelt an soziale Anerkennung, zu realisieren verspricht. Zugang wird zur Lebensform, zur Messlatte für soziale Beziehungen (vgl. Rifkin 2000: 154ff.). Aufgeladen mit verwertbaren Daten und eingeschlossen in Formen der Dauerkommunikation, bewegt sich das Individuum im Taumel medialer Oberflächen und deren Optimierungsversprechen.

Der vorliegende Band spürt dem Drang des fortwährenden *medialen Wortergreifens und Sich-Zeigens* eines Subjekts nach, das sich in seiner medialen Präsenz immer wieder anders entwirft, konfiguriert und positioniert. Es soll herausgearbeitet werden, *wie sich das Subjekt* in medial inszenierten Bekenntnisritualen und Geständnispraktiken im doppelten Wortsinn *produziert*. Grundannahme ist, dass das Subjekt, indem es sich ›aufführt‹, sich zugleich konstituiert. Der Akt der medialen Wortergreifung und ästhetischen Präsentation bildet den seiner Produktion. Das führt, neben der Einsicht, dass sich im ›Beichtstuhl der Medien‹ nicht nur das Beichtgeheimnis ins Gegenteil verkehrt, also Privates öffentlich und, wie in der repräsentativen Öffentlichkeit der höfischen Gesellschaft, zu öffentlicher Bedeutsamkeit erhoben wird, zu weiteren Annahmen. Denn der Blick fällt von hier auf diejenigen Vorgänge, in denen die Zirkulation von Zeichen in medialen Netzwerken zugleich Dynamiken freisetzt, in denen sich die Masse der Vielen öffentlich als Subjekt produziert. Anders als in der höfischen Gesellschaft bekommt die Masse nun ein Gesicht. Masse und Subjekt sind nicht Gegenpole,

---

schlussformen um die Strategie, sich mit dem Begehren nach Präsenz und dem auf andere geworfenen Blick seiner sozialen Existenz zu vergewissern und sich als Gesellschaftsmitglied sozial zugehörig zu zeigen.

sondern ineinander verschränkt. Und auch die Zirkulation der Zeichen und die performative Produktion sich öffentlich artikulierender Subjekte greifen ineinander.

Zudem wird es darum gehen, welche Subjektmodelle sich in der medialen *Präsenz* des Subjekts spiegeln und wie sich Subjekte medial konstituieren. Die Frage ist auch, wie sich Medientechnologien mit Selbst- und Sozialtechnologien zusammenschließen.<sup>9</sup>

Dabei erweckt das moderne Individuum den Eindruck, als ob es sich nur noch im Medium der ›Massenrhetorik‹ und der Vervielfältigung seines Selbst in der Öffentlichkeit Ausdruck und Aufmerksamkeit verschaffen kann. Auch scheint es, als unterliege das Individuum einem ›Wiederholungszwang‹, der es, einem unkontrollierten Automatismus gleich, unbewusst antreibt, sich in immer neuen Facetten medial reflektierter Oberflächen zu spiegeln.

Dieser Band zeigt demgegenüber eine andere Logik auf: Es wird davon ausgegangen, dass sich das Subjekt, angetrieben durch medientechnologische Umbrüche und sozioökonomische Zwänge, sich öffentlich zu präsentieren und transparent zu machen, im Spiegel gesellschaftlicher Normalität und Exzentrizität konstituiert und sich, angeschlossen an mediale Öffentlichkeiten, beständig seiner Existenz vergewissert.

Mit dem Eintritt in die *Ordnung des Sprechens und des Zeigens* verbindet sich zudem der Drang des wortreich (von sich) sprechenden Subjekts, Privates und ehemals Intimes öffentlich zu verhandeln. Diese Grenzverschiebung verweist auf ein kulturelles Grundmuster moderner westlicher Kulturen, die Trennung von Privatsphäre und Öffentlichkeit. Die Verschiebung und Neubestimmung des Privaten und Öffentlichen muss als Hinweis auf ihre spezifische historische Anordnung entziffert werden, denn weder die Trennung noch der Verlauf der Grenze zwischen der Sphäre des Privaten und Öffentlichen sind anthropologisches Faktum, sondern kulturelle Form.<sup>10</sup> Es ist zudem die Frage, ob und in-

---

9 Zum Begriff der Medientechnologien vgl. Anm. 2. Unter Selbsttechnologien sind Praktiken zu verstehen, mit denen die Individuen nicht nur die Regeln ihres Verhaltens festlegen, sondern, im Zusammenhang mit Medientechnologien, auch ein Selbstverhältnis ausbilden, sich selbst transformieren und modifizieren. Dabei wendet das Individuum auf sich selbst Praktiken an, die im Zusammenhang mit seiner spezifischen gesellschaftlichen Verortung und entsprechenden Sozialtechnologien – der sozialen Einordnung, der sozialen Kontrolle und der sozialen Form(ier)ung, Lenkung und Leitung – stehen. Formen der Fremd- und Selbstführung greifen, medial vermittelt, ineinander (vgl. Foucault 1993a; Bröckling/Krasmann/Lemke 2000).

10 Wort und Begriff des Privaten und Öffentlichen sowie eine begrifflich klare Trennung privater und öffentlicher Angelegenheiten im Sinne zweier



wieweit diese Abgrenzung historisch je so funktioniert hat. Wenn dies überhaupt galt, dann hatte ein als ›Intimsphäre‹ gegen die öffentliche Sphäre abgegrenzter Schonraum allenfalls in den oberen Gesellschaftsschichten bürgerlichen Lebens seinen Ort. Die Scheu vor der öffentlichen Präsentation körperlicher Bedürfnisse, sexuellen Begehrens und leidenschaftlicher Liebe sowie deren exklusive Kommunikation im privaten Bereich von Ehe und Familie blieb bürgerlichen Schichten vorbehalten, während in den beengten Wohnquartieren der unteren Gesellschaftsschichten die Privatsphäre bis ins 20. Jahrhundert (halb-)öffentlich zugänglich war.<sup>11</sup>

Diese historischen Verhältnisse werden in der kulturkritischen Debatte ignoriert: Hier erscheint die Verschiebung kulturell etablierter Grenzen zwischen Privatheit und Öffentlichkeit als »eine der Tragödien unserer Massengesellschaft, der Presse, des Fernsehens und des Internets« (Eco 2007: 77f.). Besonders das Internet erscheint mit der Verschiebung konventioneller (Scham-)Grenzen und der medialen Ausleuchtung der Privatsphäre als »ein vulgärer Schauplatz« (Soboczynski 2007). Das klingt, als würde das Vulgäre (nicht gerade) für sich sprechen, dabei ist das damit bezeichnete Phänomen ebenso wie die bereits in der Begriffswahl enthaltene Wertung erklärungsbedürftig.

---

(Zuständigkeits-)Bereiche sind ein Produkt der Aufklärung und der bürgerlichen Gesellschaft, in der der Bereich der Öffentlichkeit sich als das »staatskontrollierende ›gemeinsame Bewußtsein‹ [...] der Bürger [...] mittels Meinungs- und Pressefreiheit im staatsfreien gesellschaftlichen Bereich artikuliert« (vgl. Hölscher 1989: 1134). Zunächst bezieht sich der Begriff des Privaten auf das, was den Einzelnen als Einzelnen angeht, während der Begriff des Öffentlichen auf das Allgemeine, das, was alle (Bürger) angeht, bezogen ist. Entsprechend dem französischen und englischen Begriff ›public‹ bezeichnet es das ›Gemeine‹ im Sinne des ›Gemeinwesens‹, des ›die Gesellschaft Betreffenden‹. Die Privatsphäre im Sinne eines von der Sphäre der Öffentlichkeit getrennten, ja, abgeschirmten Bereichs entsteht im Zuge der Entwicklung einer kapitalistischen Marktökonomie (des 19. Jahrhunderts), als deren Gegenüber sich eine intime Gefühlswelt konstituiert, deren Kern die bürgerliche Familie und mit ihr die ›romantische Liebe‹ bildet; zur Codierung der Intimität in der Moderne vgl. auch Luhmann 1994: 123ff. Zum Verhältnis von Privatsphäre und Öffentlichkeit in der bürgerlichen Gesellschaft vgl. Habermas 1968<sup>3</sup>: 102ff. sowie Kap. I des vorliegenden Bandes.

- 11 Hier spielte sich ein Teil des ›Privatlebens‹ vor dem Haus oder auf dem Flur, der Straße, an (halb-)öffentlichen Schauplätzen ab; auch der im Bürgertum der ›Intimsphäre‹ vorbehaltene Bereich – der Sexualität und Körperlichkeit – war notgedrungen halböffentlich. Intimität im Sinne des Konzepts der ›romantischen‹ Liebe blieb lange Zeit bürgerlichen Schichten vorbehalten (vgl. dazu auch Bublitz 1982<sup>2</sup>; Negt/Kluge 1972; Reck 1977; Theweleit 1977; Luhmann 1994).

Mit der öffentlichen Selbstaussstellung verbunden ist, so Eco in seiner Medienkritik, der Verzicht auf den Schutz der Privatsphäre und des reservierten Umgangs. Eco vergleicht die Intimität des Privatlebens mit dem Beichtgeheimnis, das sich durch eine Kultur öffentlich-medialer Bekenntnisse »in sein Gegenteil verkehrt« (Eco 2007: 81). Während Bekenntnisse und Geständnispraktiken traditionell an das kirchliche Arrangement der Beichtstuhlszene gebunden waren und Sündenbekenntnisse der kathartischen Reinigung sowie der Befreiung von sündhaften Vergehen dienten, steht nun das mediale Ereignis der exzentrischen Positionierung derjenigen, die, so Eco, früher »Dorfrottel« waren, heute universales Vorbild für Millionen geworden sind, im Zentrum des medialen Geschehens. Sie können, indem sie öffentlich »gestehen« und sich damit »entblößen«, sicher gehen, erst im Lichtkegel der Medien, dann in der »Hall of Fame« medialer Helden und schließlich, wenn auch nur für kurze Zeit, im visuellen Gedächtnis der Mediennutzer/-innen zu landen, die beständig mitweben an seinem Erfolg. Nicht genug also, dass nun alle Zugang haben zu Sprache und bildhafter Kunst, werden »Krethi und Plethi« auch noch zum Vorbild für Millionen von (Fernseh-)Zuschauern oder *Usern* im Netz. In diese Überlegungen Ecos eingeschlossen sind ernsthafte Erwägungen eines möglichen Rückzugs des massenmedialen Angebots.

Demgegenüber ist aber auch eine grundlegend andere Lesart der aufgeführten Phänomene möglich: *Im Beichtstuhl der Medien*, so lautet die plakative These dieses Bandes, konstituiert sich ein – sich bekennendes, sich sprachlich und visuell präsentierendes – Subjekt, das sich in seiner öffentlichen Artikulation und Manifestation selbst auf die Spur kommt und sich im Spektrum von Konventionen, sozialen Codes und Normen erst bildet und formt. Seine öffentlich-mediale Selbstoffenbarung wird zum Akt, der »mediale Beichtstuhl« zum Ort der Selbsterzeugung. Öffentlich-medial inszenierter Beichtdrang und Bekenntniszwang ermöglichen dem Subjekt, sich selbst in Bezug auf soziale Normen und Normalitätsspektren wie auch in Bezug auf extreme Abweichungen zu formen. Bekenntnispraktiken bilden Mittel zur Selbsterzeugung. Das Begehren, öffentlich gehört und gesehen zu werden, erfüllt den Zweck, sich der anderen und seiner selbst sprachlich und visuell immer wieder zu vergewissern. Die »Prämie« des sich zu seinem Begehren bekennenden Subjekts ist die Gelegenheit, soziale Zugehörigkeit immer wieder zu erproben, und die Aussicht auf soziale Integration, die allerdings immer ungewiss bleibt. Geständnis und Selbstoffenbarung sind der Einsatz für Subjektivierungsweisen, die im Selbstbezug der ständigen Rückkopplung mit anderen unterliegen und an die Selbstpräsentation in der Öffentlichkeit gebunden sind. Sie bedarf der – öffentlich vorgeführten –

Verkörperung der Abweichung wie der Norm(alität). Sichtbar wird dabei eine Verteilung von Merkmalen, aus denen die Rezipient/-innen sich das für die Sicherung sozialer Zugehörigkeit und des sozialen Status Relevante herausuchen können. Ausprobiert und vorgeführt werden Selbst-Testsituationen. Dabei verschränken sich Überwachungs- und Kontrollprozeduren mit Selbsttechnologien im ›Profil‹, mit dem man sich in Foren der medialen Öffentlichkeit *zeigt*, das sich im Übrigen aber jederzeit mit einem Mausklick wieder löschen lässt.<sup>12</sup> Der mediale Rahmen *öffnet* aber nicht nur *die Augen* für Dinge, die sonst im ›Privaten‹ verborgen bleiben, sondern er produziert auch etwas, das es sonst nicht gäbe: das sich – in Abhängigkeit von sozialen Normen, aber auch in der Verhaftung an eine eigene Identität – sprechende und führende Subjekt, wie hybrid und facettenartig auch immer.

Und was heißt hier auch schon ›privat‹? Im exklusiven *Profil*, in das ›Privates‹ eingeht, verschmelzen Aufmerksamkeitsökonomie und Technologien der Attraktion zu einem künstlerisch-künstlichen ›Kunstwerk‹, das nichts Feststehendes, Bleibendes ist, sondern jederzeit umgestylt werden kann.<sup>13</sup> Darüber hinaus aber wird im Rahmen einer anonymen medialen Öffentlichkeit etwas produziert, was es sonst nicht gäbe: Die Medien bilden den Ort, an dem sich das Subjekt nicht nur immer wieder sprachlich und visuell seiner selbst vergewissert, sondern sich virtuell und real immer wieder neu hervorbringt, präsentiert und optimiert. Hier finden Selbstdarstellung und damit die immer wieder erneut hervorgebrachte und verschobene Produktion des Subjekts statt. Dabei setzt sich das ›bekenkende Subjekt‹ nicht nur medial in Szene, sondern es »spricht sich selbst, wird aber dadurch erst, was es ist« (Butler 2003: 118). Selbstdemonstration und -formung erfolgen nicht diskret abgeschirmt von anderen in introspektiver Selbsterkenntnis, sondern sie manifestieren sich öffentlich im Blick der anderen und sind – im Rahmen einer medialen Öffentlichkeit – auf Sichtbarkeit und Präsenz, visuelle und sprachliche Selbstdarstellung und Selbstvergewisserung angelegt.

Die Medien bilden den Schauplatz eines Begehrens, das, im Sinne eines »demokratisierten Panopticons« (vgl. Bröckling 2003: 77), Sub-

---

12 In Internetplattformen wie dem studiVZ, facebook und anderen ist die/der Einzelne Teil eines sozialen Netzwerks, mit dem nicht nur kommuniziert, sondern das vielmehr auch zu einem Bestandteil der eigenen Persönlichkeit, ja, sozialen Existenz wird: »You are, who you know.« (Boyd) Das bedeutet: Wer nicht Teil des Netzwerks ist, existiert nicht; vgl. dazu auch Reichert 2008: 70ff.

13 Medial ist dies nicht beschränkt auf Internetplattformen, sondern wird unter anderem auch in den zahlreichen TV-Castingshows, etwa ›Deutschland sucht den Superstar‹ oder ›Germany's Next Topmodel‹ vorgeführt; auffällig ist hier, dass das Profil immer das eines (Top-)Stars ist.

jektstatus an den Blick und die Beobachtung durch andere und deren Feedback sowie an ›Normalismen‹ (vgl. Link 1997) bindet.<sup>14</sup> Indem aber das scheinbar private Leben öffentlich ausgestellt und zugänglich gemacht wird, liegt paradoxerweise ein Bedeutungszuwachs, eine Steigerungsform von Individualität vor. Sie artikuliert sich im Medium der medialen Selbstpräsentation. Medienformate funktionieren als Foren der Subjektivierung; sie dienen als Messlatte der Einordnung und der Optimierung des Selbst. Dabei folgen sie zwar gesellschaftlich vorgegebenen Anforderungen an Formen der Selbststeuerung und des Selbstmanagements, zugleich können sie aber auch als Widerlager zu diesen gelesen werden, insofern mediale Präsentationsformen das Subjekt im Gegensatz zum – realen – Verschwinden des Subjekts in automatisierten technischen Abläufen sichtbar machen.

In der journalistischen Berichterstattung der Feuilletons überwiegt dagegen der Eindruck, dass »ein neuer Exhibitionismus grassiert« (Greiner 2000), dessen komplementäre Entsprechung, medial angereizt und intensiviert, ein medial zirkulierender und verbreiteter ›Voyeurismus‹ sei, Begriffe, die schon deshalb nicht unproblematisch sind, weil sie einen (ab)wertenden Unterton in sich tragen, der sowohl den Voyeurismus, die Lust am Sehen (aus der Distanz), als auch die der Selbstentblößung zugrunde liegende Lust am Gesehenwerden als pathologische, krankhafte Abweichungen markiert. Der indiskrete Blick aufs Private, Ausübung einer neugierigen Schaulust, die ihre Erfüllung in der beobachtenden Teilhabe auf Distanz findet, wird so als verbotener, pervertierter Schautrieb aufgefasst und damit pathologisiert.<sup>15</sup> Nichts scheint

---

14 Der Begriff des ›Normalismus‹ versteht sich bei Link als ›statistisches Dispositiv‹, dessen Kern die Verdattung und der Anschluss empirischer Subjekte an Kalküle von Massenverteilungen, Durchschnitte, Grenzwerte und Normalverteilungen und -spektren sowie gegebenenfalls an Umverteilungen bildet. Im Unterschied zur Anpassung an eine vorgegebene, standardisierte Norm, wie sie der Disziplin zugrunde liegt, richtet sich die Normalisierung auf die Angleichung an eine flexible, sich dynamisch immer wieder verändernde Norm(alität), die nicht ein für allemal vorgegeben ist, sondern sich immer wieder verschiebt und mithilfe empirischer Daten ermittelt wird; vgl. dazu auch Foucault 1976, 1993b; Link 2009b.

15 Einer der Gründe für diese abqualifizierende Vorstellung eines Menschen, der neugierig – und aus der Distanz – (zu-)schaut (Voyeur bedeutet im Französischen lediglich ›Zuschauer‹), ist die Verbindung der Begriffe Voyeurismus und Exhibitionismus mit sexuellen Fixierungen (auf Partialtriebe und -objekte) im psychoanalytischen Diskurs Freuds, wonach derjenige, der ein (Sexual-)Objekt aus der Distanz mit zudringlichem Blick betrachtet ebenso wie der, der sich selbst entblößt, sich sexuell ›pervers‹ abregiert. Hier verengt sich die Vorstellung des (Zu-)Sehens, der ›Augenweide‹ ebenso wie die des Ausstellens zur sexuellen Perversion. Ein weiterer Grund liegt sicher auch in der kulturhistorischen Abwertung der Sin-

den modernen Menschen gegenwärtig mehr zu beherrschen, so der Tenor in Feuilleton und Kulturkritik, als der Drang, sich intimer Details aus seinem Privatleben zu entledigen: Von der Talkshow über Reality-shows, Phone-in-Sendungen, vom Handygespräch bis zu im Wohn- oder Schlafzimmer installierten Webcams, deren Bilder in diversen Internet-Foren kursieren, geht es um mediale Formen visueller und narrativer Selbst->Enthüllung< und die öffentliche Zurschaustellung der Privatperson, in welchen Posen und Umgebungen auch immer (vgl. Greiner 2000).

Die Paradoxie ist: Medien wie die Fotografie, Film und Fernsehen und nun auch das Internet haben die Moderne seit dem 19. und 20. Jahrhundert visuell geprägt:

»In paradoxer Verschränkung schält sich aus dem christlichen Sinnlichkeitsverbot die Schaulust aus der Summe der Sinne heraus und entwickelt sich zum dominanten Sinn im 19. und 20. Jahrhundert. Bei gleichzeitiger Verdammung des neugierigen Sehens entwickeln wir Fernrohre, Mikroskope, Film, Fernsehen, Internet zu omnipotenten Geräten und Medien des Entdeckens, Festhaltens und Vermittelns, Instrumente, die alle unseren Sehensinn, unsere Lust zu schauen und das visuelle Angebot stärken.« (Stahel 2008: 314f)

Medien sind aus dieser Perspektive immer schon »voyeuristische Apparate«, die die Lust am Sehen und an der – visuell-ästhetischen – Kommunikation organisieren und dabei das Imaginäre einbeziehen. Sie orientieren sich, ebenso wie die Lust am Gesehenwerden, sowohl an einer imaginären als auch an einer kulturell kodierten Welt der Bilder. Damit wird nicht nur die Differenz von Imagination und Realität fragwürdig. Auch die Figur des Subjekts verändert sich: Es konfiguriert sich auf der Folie kultureller Codes als auch eigener Selbst- und Wunschbilder immer wieder neu. Diese Produktion ist, wie die der Imaginationen, nicht wirklich kontrollierbar. Zwar konstituiert sich das Subjekt im Rahmen einer spezifischen Medialität des Darstellens, die ihm mit dem Eintritt in die Ordnung des Zeigens bestimmte Formen der visuellen oder narrativen (Selbst-)Präsentation vorgibt, aber sie stellt keineswegs nur auf die Kontrolle und Einengung des Individuums ab, sondern ermöglicht durchaus kreativen Selbstausdruck. Der mediale Rahmen bildet einen Rahmen für Selbsttechnologien, der diesen zwar eine spezifische, mediale Begrenzung auferlegt, zugleich aber unter anderem durch eine Ausweitung der Privatsphäre in den öffentlich-medialen Raum auch eine

---

ne und der Sinnlichkeit, die als »Werkzeuge der Sünde«, Instrumente der (Vor-)Täuschung und Verführung verdächtigt werden, die Selbstkontrolle durch Vernunft und Verstand zu unterlaufen.

Überschreitung, wenn nicht Verschiebung konventionell gesetzter Grenzen erlaubt.<sup>16</sup>

Kulturkritische Zeitdiagnosen konstatieren seit geraumer Zeit den Verfall und das Ende des öffentlichen Lebens (Sennett 1986), den »Verlust der Privatsphäre« (Sofsky 2007) oder die »Sucht nach Öffentlichkeit« (Eco 2007), wenn sie ein ganzes Bündel enttabuisierter Formen der Selbstenthüllung umreißen, die Persönliches, ehemals Intimes und Geheimnisvolles an öffentlichen, überwiegend medialen Schauplätzen zeigen. Dabei greifen sie auf traditionelle Grenzziehungen zwischen Öffentlichem und Privatem zurück und konstruieren von hier aus eine moralische Fallhöhe medialer Formen der Selbstinszenierung. Der Tenor kulturkritischer Beiträge ist: Lange Zeit gebunden an private Räume, hat das ehemals Tabuisierte nun den öffentlichen Raum betreten, was, folgt man kulturkritischen Diskursen, zu kulturellen Verfallserscheinungen führt. Beklagt wird, dass die Privatsphäre, die einst als ›heilig‹ galt – wobei dieses ›einst‹ historisch in der bürgerlichen Gesellschaft anzusiedeln wäre – nun einer anonymen Öffentlichkeit zugänglich gemacht wird, indem die intimsten Dinge ›ins Netz‹ gestellt werden. Damit würden Tabus außer Kraft gesetzt, und das öffentlich Ausgestellte zugleich auch kommerzialisiert. Was als anstößig oder gar krankhaft erschien, bildet nun ein modisches Accessoire exzentrischer Auftritte, nach der Devise: ›Anders sein‹ ist chic. Voyeuristische Schaulust gestaltet sich so als Markt eines exhibitionistischen Begehrens, der medial modisch in Szene gesetzt wird.

Sicher markierte der vom Bereich der Öffentlichkeit abgeschirmte Privatbereich in der bürgerlichen Gesellschaft die Grenze zu Neugierde und ›voyeuristischer‹ Schaulust. Vor allem aber machte er den Kern bürgerlicher Identität und Freiheit aus. Nach dem Willen bürgerlicher Privatleute zog er eine Barriere vor die neu entstandene Sphäre der Öffentlichkeit. Die Privatsphäre stellte auf diese Weise nicht zuletzt auch einen Schutzraum vor dem Zugriff des Staates dar. Zudem schützte sie den Einzelnen und die Gemeinschaft vor (Ein-)Blicken, vor unerbetener Berührung und Belästigung. Dabei reichte die Grenze des Privaten zum Bereich der Öffentlichkeit vom Schutz intimer Geheimnisse vor Gefühls- und Glaubenskontrollen bis zur Verteidigung persönlicher Handlungsspielräume.

---

16 Dennoch verweisen mediale Formen der Bildlichkeit und der visuellen (Re-)Präsentation auf eine spezifische Medialität des Darstellens ebenso wie auf eine je spezifische mediale Rahmung, damit aber immer auch auf eine Grenze, der das Dargestellte, die ›Bildobjekte‹ und ihre Bedeutung unterliegen; vgl. zur Logik (medialer Formen) des Bildlichen Heßler/Mersch 2009: 18ff.

Diese Grenze, die nicht nur Privates von Öffentlichem trennt, sondern, wie Eco annimmt, die Gemeinschaft ebenso vor einem Angriff von Fremden wie vor deren Blick (vgl. Eco 2007: 74) schützt, ist gegenwärtig, folgt man kultur- und medienkritischen Diskursen, durch die Globalisierung von Ökonomie und Kommunikation in die Krise gestürzt. Von staatlichen auf eine Reihe gesellschaftlicher Machtzentren und auf die »Gesamtheit der globalen Ökonomie« übergegangen, erscheint der alles durchdringende, panoptische Blick<sup>17</sup> nun in Gestalt eines dezentralen Netzwerkes, dessen Schaltstellen sich in der Beobachtung und Überwachung der Bürger gegenseitig stützen, »dergestalt, dass einer, der für ein Machtzentrum die Leute ausspäht, die in einem Supermarkt einkaufen, seinerseits ausgespäht wird, wenn er die Hotelrechnung mit einer Kreditkarte bezahlt« (Eco 2007: 76). Und als wäre demokratische Kontrolle angewiesen auf die Sichtbarkeit und Anschauung der Macht, fügt Eco hinzu: »Wenn die Macht kein Gesicht mehr hat, wird sie unbesiegbar. Oder zumindest schwer kontrollierbar.« (Ebd.)

Das Recht auf eine private Existenz, davon geht auch Wolfgang Sofsky in seiner »Verteidigung des Privaten« (2007) aus, sei unhintergebar an persönliche Freiheiten gebunden, die keiner Rechtfertigung bedürfen, sondern Selbstzweck sind und gegenwärtig, leichtfertig aufs Spiel gesetzt, dem Bedürfnis nach expressiver Selbstdarstellung des Einzelnen und staatlichen Sicherheitskontrollen geopfert werden. Der moderne Staat suche, so Sofsky, das Denken zu formieren, Unterschiede einzuebnen und die »gläsernen Untertanen« an eine öffentliche »Anstaltsordnung« anzupassen, was dazu führe, dass die Bürger für vermeintlich höhere Zwecke und Pflichten auf ihre Privatsphäre freiwillig verzichten. Gleichzeitig gesteht Sofsky zu, dass sicherheitspolitische Übergriffe des Staates aus Gründen der Freiheitssicherung seiner Bürger durchaus legitim sein können (vgl. ebd.).<sup>18</sup>

---

17 Kennzeichen der panoptischen Blickmacht ist die Zentralperspektive der Beobachtung, die, als effektives Instrument der Disziplinarmacht eingesetzt und von den beobachteten Individuen verinnerlicht und antizipiert, regelkonformes Verhalten bewirkt; vgl. dazu bes. Foucault 1976: 251ff.

18 Darin liegt sicherlich ein Problem: Obwohl Sofsky einerseits die persönliche Freiheit des Einzelnen gegen Optimierungskalküle und -zwänge verteidigt, rechtfertigt er andererseits mit derselben Begründung sicherheitspolitische Zugriffe des Staates auf den Privatbereich und zwar, wenn es darum geht, die Freiheit des Individuums zu schützen. Es ist jedoch fraglich, wo die persönliche Freiheit anfängt und aufhört – beim lautstarken Telefonieren im öffentlichen Raum, der Missachtung von Anstand und Höflichkeit, dem Rauchverbot in (halb-)öffentlichen Räumen, den Kontrollen von Hartz-IV-Empfängern? Und kann man dem Staat grundsätzlich zutrauen, dass er die Privatsphäre und die persönliche Freiheit achtet und

Die Debatte über die Veröffentlichung des Privaten und den Verlust der Privatsphäre zeigt, dass die zunehmende Verbreitung von Kommunikationstechnologien und mit ihnen verbundene mediale Formen der Überwachung, auch im Rahmen medial inszenierter Bekenntniskulturen, Sozialität zweifellos verändert. Aber die Fragen, welche sozialen Strukturveränderungen sich durch ein mediales Ambiente von Kommunikations- und Überwachungstechnologien ergeben, wie Öffentlichkeit und Privates neu strukturiert werden und schließlich, wie die konstitutiven Bedingungen des Subjekts und Selbsttechnologien sich verändern, verweisen auf eine Lücke sozial- und kulturwissenschaftlicher Forschung.

Eine Neubestimmung des Privaten und Öffentlichen in der Medien- und Sicherheitsgesellschaft steht letztlich aus, auch wenn zweifellos Studien zur Entgrenzung von Berufs- und Privatleben, von Arbeits- und Freizeit vorliegen, die darauf hinweisen, dass gegenwärtig auch von einem veränderten Verhältnis von Privatsphäre und Öffentlichkeit und entsprechenden Subjektivierungsweisen auszugehen ist.<sup>19</sup>

Die subjektkonstitutiven Auswirkungen dieser Verschiebungen und Transformationen sind bisher nicht hinreichend ausgeleuchtet. Stattdessen findet der Strukturwandel der Öffentlichkeit, den Habermas (1968) angesichts von Waren- und Massenkonsum und des mit ihm verbundenen Wandels der kritischen Kultur einer bürgerlichen Öffentlichkeit bereits für das 19. und 20. Jahrhundert konstatierte, und die er in der Einleitung zur 1990 erschienenen Neuauflage seiner Untersuchung nun selbst um die mediale, öffentliche Präsenz der Masse(n) erweitert, seinen Widerhall bisher überwiegend in kulturkritischen (Verfalls- und Verlust-)Rhetoriken, weniger aber in sozial- und subjekttheoretisch be-

---

respektiert, wenn er im Verborgenen Telefonanschlüsse und PC-Festplatten überwacht? (Vgl. dazu Spreen 2007b.)

- 19 Kultur- und sozialwissenschaftliche Untersuchungen zu Fragen der Neukonfiguration des Subjekts und seiner Neuformierung beziehen sich überwiegend auf die allgemeine Analyse von Selbsttechnologien und Selbstregulierungsformen im Kontext neoliberaler Gesellschaften. Auch Studien zur gouvernementalen Formen der Menschenführung, die zeigen, dass diese im Rahmen der Sicherheitsgesellschaft auf Formen der Selbstkontrolle, des Selbstmanagements und der Selbstregulierung ausgerichtet sind, gehen kaum auf die mit neuen Medientechnologien einhergehenden Grenzverschiebungen und Formen der Neucodierung des Subjekts ein. Dennoch gibt es Untersuchungen, deren Fokus auf einzelnen Medien und entsprechenden Selbstpraktiken liegt; vgl. dazu unter anderen Tholen 2000; Reichert 2008; zur Ökonomisierung des – unternehmerischen – Subjekts vgl. Bröckling 2003, 2007 sowie Bröckling/Krasmann/Lemke 2000; zum postmodernen hybriden Subjekt vgl. Reckwitz 2004, 2006 sowie zu veränderten Selbstpraktiken im Kontext neuer Medientechnologien; vgl. auch Kap. III und VI des vorliegenden Bands.



gründeten Strukturanalysen und -konzepten wie auch Analysen der Neukonfiguration des Subjekts im (Macht-)Netz von Informations- und Kontrolltechnologien.

Der Annahme, dass sich neue Handlungsspielräume für das Subjekt dadurch eröffnen, dass sich in diversen Domänen digitalisierter Medien Interaktivität realisiert, wird sowohl aus der Perspektive zunehmender Praktiken der Datenüberwachung (*dataveillance*) als auch aus der weitgehend apologetisch und apokalyptisch gedachten Perspektive einer technisch-medialen Entmächtigung des Subjekts nur eingeschränkt zugestimmt werden können (vgl. Krämer 2000; Bolz 1990; Kittler 1993; Baudrillard 1978; Virilio 1989). Aber es ist eine Sache, den Verfall oder gar das Ende der bürgerlichen Privatsphäre und mit ihr persönlicher Freiheiten zu beklagen und damit verbunden, eine Rückkehr zum scheinbaren Paradies der verlorenen Privatheit, der gegenüber sich der öffentliche Raum durch das Gebot der Distanz und der (Höflichkeits-) Form auszeichnet, einzufordern, eine andere, eine historische Analyse struktureller Veränderungen vorzunehmen. Die Verabsolutierung des ehemals Privaten erscheint angesichts struktureller Veränderungen der Gesellschaft nicht sinnvoll.<sup>20</sup> Zudem ist das Private im Kontext der medialen Verschiebung des öffentlichen und privaten Bereichs keineswegs verschwunden; es zeigt sich, ebenso wie der öffentliche Auftritt, nur (wo)anders. Es bleibt aber zu fragen, ob im Spektrum einer zunehmend öffentlichen, medial inszenierten Selbstprüfung und -offenbarung zugleich Formen der verfeinerten Selbstkontrolle und -führung generiert werden, die, so legt die einschlägige Literatur nahe, das Pendant zur Komplexität sozialer Kontrolle in postmodernen Gesellschaften bilden (vgl. Jung/Müller-Dohm 1998; Imhoff/Schulz 1998; Burkart 2006; Schroer 2006).<sup>21</sup>

---

20 Sofskys Ausführungen über ›private Räume‹ zeigen bei näherer Betrachtung deutlich, wie unsäglich, leer und unhaltbar seine Feststellungen, selbst gemessen an den historischen, klassenspezifischen Umständen der bürgerlichen Gesellschaft, sind, wenn er schreibt: »Das Gehäuse des Privaten schützt vor den Schrecken des Nichts [Was damit wohl gemeint ist?] Hier sind die Leidenschaften gezähmt [...] Das Heim ist auch ein Herd von Streit und Rivalität. [...] War das Essen beendet, nahm die Frau eine Stickerei zur Hand, der Mann eine Zeitung.« (Sofsky 2007: S. 76f). Dass dieses idyllische Wunschbild bildungsbürgerlicher Provenienz auch der Realität bürgerlicher Familien nicht gerecht wird, braucht hier, glaube ich, nicht eigens betont und belegt zu werden.

21 Zugleich darf nicht übersehen werden, dass der gesellschaftliche Raum sich nicht bloß in die Medien hinein verlängert und die Medien nicht etwa Appendix gesellschaftlicher und ökonomischer Verhältnisse sind. Medien bilden, so könnte man sagen, gleichsam ›autonome‹ »Organe [...] der gesellschaftlichen Gesamtstruktur«, in der Diskurse, Technik und Medien

Das vorliegende Buch betrachtet die Entgrenzung von Privatsphäre und Öffentlichkeit daher nicht oder wenigstens nicht primär unter dem Aspekt der Gefährdung persönlicher Freiheiten und der Offenbarung intimer Gefühlsregungen. Die überwiegend medial artikulierte Entgrenzung von Privatheit und Öffentlichkeit bildet lediglich die ›Hinterbühne‹ der nachfolgenden Betrachtungen.

Im Vordergrund steht stattdessen die Produktivität der öffentlichen Manifestation des Subjekts in medialen Verzeichnissen.<sup>22</sup> Sie steht im Gegensatz zur Diffamierung medialer Selbstinszenierung in Feuilleton und Kulturkritik. Die Analyse von Subjekteffekten und Dynamiken einer performativen Konstitution und Neucodierung des Subjekts bedarf anderer Konzepte als solcher, die die strikte Trennung von Privatsphäre und Öffentlichkeit als Grundmuster und normative Bezugsgröße moderner Kulturen zugrunde legen. Denn aus dieser Perspektive gelangt man unweigerlich zu kulturkritischen Aussagen, die angesichts des soziokulturellen und technisch-medialen Strukturwandels öffentlicher und privater Verkehrsformen Krisen- und Verfallserscheinungen diagnostizieren, damit aber den Dynamiken veränderter Selbst- und Sozialpraktiken nicht gerecht werden. Formen öffentlicher Selbstenthüllung und Selbstdarstellung, die in globale mediale Austauschformen eingebettet sind, verweisen auf eine medial verschobene Blickmacht, die keineswegs immer mit dem panoptischen Wächter-Gefangenen-Modell gleichgesetzt werden kann. Denn während das Modell des panoptischen Blicks bei Foucault im Grunde als Prinzip der modernen Disziplargesellschaft und ihrer Beobachtungs-, Überwachungs- und Kontrolldispositive<sup>23</sup> sowie der

---

zwar immer »über den gesellschaftlichen Raum vermittelt« sind, allerdings zurückzubinden sind an die »Mechanismen des Symbolischen« (Winkler 2004: 145).

- 22 Der Begriff des medialen Verzeichnisses bezieht sich auf mediale Anordnungen, die sich bestimmten darstellbaren Strukturen und Rahmungen der medialen Präsentation verdanken und auf Selbsttechnologien verweisen, in denen die Verzeichnisstruktur dominiert und implizit Daten, Listen, Rankings, Kurvenlandschaften etc. eine wesentliche Rolle spielen; zum Begriff der Rahmung vgl. Heßler/Mersch 2009: 18ff., wo es um mediale Formen visueller Darstellungen geht.
- 23 Der Begriff des Dispositivs bezeichnet »ein entschieden heterogenes Ensemble, das Diskurse, Institutionen, architektonische Einrichtungen, reglementierende Entscheidungen, Gesetze, administrative Maßnahmen, wissenschaftliche Aussagen, philosophische, moralische oder philanthropische Lehrsätze, kurz: Gesagtes [...] wie Ungesagtes umfasst. Soweit die Elemente des Dispositivs. Das Dispositiv ist das Netz, das zwischen diesen Elementen geknüpft ist« (Foucault 1978: 119f.; vgl. auch Foucault 2003b: 391). Dispositive sind vielfältig miteinander verzahnte und ineinander verschlungene diskursive und nichtdiskursive Praktiken, die die Funktion der Machtsteigerung haben; vgl. dazu auch Link 2009a.

durch sie generierten spezifischen »Typen von Subjektivität« (Parr/Thiele 2009: 351) fungiert, verschiebt sich diese panoptische Anordnung in ihrer medialen Realisierung: Die Koppelung von Medien und panoptischem Blick muss nicht nur jeweils für einzelne Medien anders ausfallen, die panoptische Blickmacht verkehrt sich vielmehr in ihrer spielerischen Übernahme und zerstreut sich in der Vielfalt medialer Blickverhältnisse (vgl. dazu Parr/Thiele 2009: 351f.).<sup>24</sup> Und ein weiterer Aspekt spielt eine wichtige Rolle: Subjektkonstitution und Subjektivierungsmodi, die sich öffentlich manifestieren und insofern immer dem Blick der anderen und der Medien ausgesetzt sind, bilden Teil eines Selbstmanagements, das im Profil und in Konkurrenz zur »Selbstoptimierung« der anderen erfolgt. Aber es geht nicht bloß darum, noch besser, noch flexibler und kompatibler für (zeit-)ökonomische Prozesse zu sein und sein Leben noch reibungsloser an neoliberale Optimierungsstandards anzupassen.

Auch die Annahme einer »Ökonomie der Aufmerksamkeit« (Franck [1998] 2004<sup>2</sup>, 2005), wonach die von einem unternehmerischen Subjekt am Markt eingesetzte (Selbst-)Aufmerksamkeit zu einem »anonymen Zahlungsmittel« (Franck 2005: 139) wird, das auf den Kulturmärkten zirkuliert und, wie andere Zahlungsmittel auch, einem Markt- und Kurswert unterliegt, greift zu kurz. Sicher besteht einer der massenmedial erzeugten und transportierten Anreize, sich unablässig als öffentlich dargestelltes Kommunikationsobjekt zu entwerfen, darin, die Beachtung anderer und die Wahrnehmung durch andere auf sich zu ziehen. Franck spricht vom »Bekanntheitsgrad« als »Form akkumulierter Beachtung« und seiner »Schatzfunktion«, insofern er gehortet werden kann und sich »rentiert«, also verzinst und »zum Faktor der Wertschöpfung wird« (Franck 1998: 114). Aber darin geht die medienspezifische Inszenierung subjektiver Selbstoffenbarung nicht auf.<sup>25</sup>

---

24 Wichtig ist daher bei der Übertragung des panoptischen Blicks auf mediale Dispositive eine problematisierende Betrachtungsweise, bei der medien-spezifische Modifikationen und gesellschaftliche Transformationen im Vordergrund stehen, wie es unter anderem von Parr/Thiele (2009) vorgeschlagen wird; vgl. dazu auch Wunderlich 1999; Fiske 1994, Friedrich 1991, 2000. Hier schließt sich der panoptische Blick mit der Effizienz neuer Überwachungstechnologien, der normalistischen Funktion der Massenmedien (permanente Aussendung statistischer Normalitätswerte) und der normalistischen Selbstadjustierung der Subjekte zusammen; zum Begriff des Normalismus vgl. Link 1997.

25 Unbestritten ist jedoch zum einen, dass, vor allem unter dem Aspekt des Umschlags von Qualität in Quantität, also des Umschlags von Profilen der Selbstaufmerksamkeit in Profile der quantitativen Messung, des Rankings und des – social – Bookmarking eine Grundbedingung der effizienten Steuerung von Aufmerksamkeit darin besteht, darauf zu achten, worauf

Vielversprechender erscheint mir eine *konstitutionstheoretische Perspektive* auf das Phänomen der medienwirksamen Ausstellung persönlicher Details. Damit verbunden ist die Umdeutung einer ausschließlich auf die »Währungsfunktion der Aufmerksamkeit« (Franck 1998: 114) bezogenen Analyse medial ausgestellter Selbstentwürfe. Ebenso die Umdeutung der panoptischen Blickanordnung in eine (*An-*)*Ordnung des Zeigens*. Sie geht nicht auf in einer Kontrollmacht, die das einzelne Individuum durch eine einseitig und hierarchisch angeordnete Blickanordnung diszipliniert. Vielmehr öffnet die Ordnung des Zeigens die Augen für etwas, was vorher nicht sichtbar war: *das Individuum, das sich unter dem Blick der Öffentlichkeit als Subjekt produziert*. Dies sind die *produktiven Effekte* der panoptischen Macht: *Sie erzeugt ein Subjekt, das sich in der Differenz zu anderen hervorbringt und dabei zeigt*. Dieses Subjekt unterliegt einer ständigen Transformation und Umcodierung. Es konfiguriert sich im Rahmen medialer Formate immer wieder neu und anders. Dabei kann es sich des Blicks der anderen sicher sein.

Damit sind aber – vor allem bewegliche und digitale – Medien nicht nur zuständig für die Übertragung von Information und Kommunikation, deren Bestätigung oder Unterbrechung, sondern auch und vor allem für die Übertragung und Bestätigung sozialer Beziehungen; sie sind zu beweglichen sozialen Bändern geworden.<sup>26</sup> An ihnen wird nicht nur die Grenzüberschreitung von Öffentlichkeit und Privatsphäre sichtbar, sondern auch die von Innen- und Außenwelt – und mit ihr eine Horizont-erweiterung oder besser, Horizontüberschreitung menschlicher Erfahrung.<sup>27</sup>

---

andere achten – und dies schon in die jeweils wechselnden (Selbst-) Entwürfe einzubeziehen. Privates wäre dann unter diesem Aspekt einbezogen in die Selbstvermarktung des Subjekts. Daran anknüpfend lässt sich im Rahmen einer »Kultur[ökonomie] der Attraktivität« (Franck 1998: 168ff.) zweifellos die Tendenz festzustellen »die Mehrung des Selbstwerts im Sinne freien Unternehmertums in die Hand zu nehmen« (Frank 2005: 154).

26 Zu Medien als sozialen Bändern vgl. unter anderem auch Marbolek/von Saldern (Hg.) 1998; Schrage 2007, 1998, 2001. Bei Schrage kommen mit Psychotechnik und Radiophonie Verfahren in den Blick, welche die tradierte Grenze zwischen Innen- und Außenwelt unterlaufen und neuartige, instrumentell-regulative Subjektivierungsweisen etablieren.

27 Was, wie Winkler/Tischleder deutlich machen, für alle Medien, insbesondere aber für die im Raum verteilten »portable media« gilt, die sich an den Körper des Menschen gleichsam mimetisch anschmiegen und seine Grenzposition einnehmen. Wenn sich Technik derart dem Körper annähert oder schließlich in ihn einwandert, verschiebt sich auch die Grenze zwischen privat und öffentlich (vgl. Winkler/Tischleder 2001: 7f.).

Öffentlich-mediale Präsentationen des Subjekts, die eine performative Kraft entfalten, ermöglichen dann nicht nur, sich so zu präsentieren, dass das Selbst Aufmerksamkeit auf sich zieht und dadurch ein höheres soziales Gewicht bekommt. Es geht auch nicht nur darum, sich permanent mit der individuell gedeuteten Sozialität und den Optimierungsidealen seiner Umgebung abzugleichen. Die öffentliche Inszenierung persönlicher Details produziert vielmehr unvorhergesehene Effekte, die sich nicht als Einschränkung von Individualität, sondern als deren konstitutive Bedingung und Steigerung lesen lassen. Dann erscheint auch die Veröffentlichung privater Details nicht länger als Tabubruch oder als Überantwortung des Individuums an die – Individualität scheinbar zerstörende – Masse, sondern im Gegenteil, geradezu als *Steigerungsform von Individualität*.<sup>28</sup> Das bedeutet: Hier werden Praktiken der Selbstbeobachtung und Selbstoffenbarung eingebunden in das Projekt einer permanenten Selbststeigerung und Selbstoptimierung, die sich der eigenen sozialen Existenz sowie der Existenz der anderen im sozialen Netz immer wieder aufs Neue versichern muss. Selbstpräsentation unterläge damit dem Programm einer permanenten Selbstprüfung und Selbstüberbietung. So betrachtet, konstituiert sich ein Selbst, das permanent an sich und an seinem Eindruck auf andere arbeitet, um seine soziale Existenz, seinen Subjektstatus zu sichern. Beschrieben ist damit ein Prozess, der – mit Hilfe medialer Anordnungen und Apparaturen – nie an ein Ende kommt, also auch hier Grenz- und Horizontüberschreitung.

Dabei verändert sich Individualität allerdings unter der Hand von einer historisch seit dem 18. Jahrhundert einzuordnenden Semantik der

---

28 Wenn öffentliche Selbstpräsentation und Selbstoptimierung im Blick der Massen(medien) Individualität steigert und nicht unterdrückt oder gar auflöst, bedeutet das nicht nur, dass die Einzigartigkeit des Individuums, seine ›Autonomie‹ und sein Selbstbewusstsein sich nicht in der Polarität zur Masse bewegen, sondern, im Gegenteil, geradezu auf ›die Masse‹ als konstitutives und regulatives Medium angewiesen sind; vgl. zur Polarität von Individuum und Masse und ihrer Überwindung in der massenkulturellen Form der Subjektconstitution Bublitz 2005. Darüber hinaus spricht einiges dafür, dass das Potential der »kollektiven Intelligenz« (der vernetzten Nutzermasse) das individuelle Potential »eines genialischen Kopfes« übersteigt; vgl. zur »Intelligenz des vernetzten Kollektivs« Surowiecki 2005; Anderson 2007, wobei bei Anderson darauf abgehoben wird, dass die Masse der Online-Konsumenten einer unvorhersehbaren Verteilungsstruktur folgt, die sich der Netzlogik von Märkten verdankt und den an Hit- und Rankinglisten orientierten ›Massengeschmack‹ außer Kraft setzt, indem sie das individuelle Wissen (der Masse der Nutzer) in ihr Suchverhalten einbezieht; zur spezifisch medienökonomischen, kritischen Sichtweise dieser Phänomene vgl. auch Adelman 2008: 34f.

Einzigkeit und Unverwechselbarkeit zu einer der unverwechselbaren Authentizität medial inszenierter Formen der Selbstdarstellung.<sup>29</sup>

Unter Einbeziehung des Privaten, das nun Teil des Profils wird, das sich in Internetforen mit einem entsprechenden ›Freundeskreis‹ präsentiert, wird Individualität zur exklusiven *Marke*. Sie wird kenntlich am experimentellen Subjekt, das sich immer wieder neu ›erfindet‹, modelliert und modifiziert und bei seiner Selbstpräsentation immer ›auf dem Schirm‹ hat, was ästhetisch und technisch-medial möglich und vor allem ›angesagt‹ oder anschlussfähig ist und sich daher auszahlt.

Spätestens an dieser Stelle besteht Klärungsbedarf zum Verhältnis von *Individuum*, *Individualität* und *Individualisierung* ebenso wie dem von *Subjekt* und *Selbst*. Das ist nicht so einfach, denn die Rhetorik von Subjekt und Selbst recurriert auf unterschiedliche Diskursfelder, in denen wenig begriffliche Übereinstimmung herrscht.

Der Begriff und die kulturelle Semantik der *Individualität* ist in einer Entwicklung moderner Gesellschaften begründet, in denen das *Individuum* zentraler Bezugspunkt sowohl für die Gesellschaft als auch für sich selbst wird. Individualität bezieht sich dann auf die biografische und soziale Einzigartigkeit und Unverwechselbarkeit eines Individuums, die unter anderem die Identifizierbarkeit eines Individuums ermöglicht und Aspekte von Selbstbestimmung impliziert.

Der Begriff der *Individualisierung* verschiebt die zunehmende Bedeutung des Individuums auf die sozialstrukturelle Veränderung der modernen Gesellschaft und einen historisch widersprüchlichen Prozess der Vergesellschaftung des Individuums: Während das Individuum einerseits Produkt gesellschaftlicher Entwicklungen ist, erscheint es, zurückgeführt auf die Eigendynamik moderner Gesellschaften, in den Kultur- und Sozialwissenschaften gleichzeitig als treibende Kraft der Gesellschaft. Freigesetzt aus traditionellen Sozial- und Sicherheitsformen wie Stand, Klasse, Geschlecht und Familie, die als soziale Platzanweiser funktionieren, wird das einzelne Individuum nun den Dynamiken des Arbeits- und Bildungsmarktes und der Massenkultur ausgesetzt. Damit

---

29 Individualität im Sinne einer Semantik der Einzigartigkeit und Unverwechselbarkeit wird vom bürgerlichen Subjekt durch Entwicklung eines Selbst entlang eines kulturell codierten und modellierten Maßstabs der Reflexivität, textueller Selbstproduktion und Selbstbeobachtung produziert. Bürgerliche Technologien des Selbst implizieren die Produktion der Souveränität und Innenwelt des Subjekts, dem sowohl Formen der Abgrenzung gegen das Aristokratische, Exzessive wie auch das ›Primitive‹ sowie die Differenzierung von Privatsphäre und Öffentlichkeit, die Etablierung einer bürgerlichen Intimsphäre, einer – romantischen – Innerlichkeit und die Intimität des Gefühlslebens in Freundschaft und Familie entsprechen; vgl. dazu Reckwitz 2006: 97ff.

wird es aber auch neuen Kontrollformen (der Mobilität und Flexibilisierung der Arbeitswelt, der Bildungsversprechen und -ansprüche, des Massenkonsums, der Massenmedien) unterworfen und gezwungen, aus einer Vielzahl von Optionen (der Berufswahl und Lebensformen) eigene Entscheidungen zu treffen – damit aber auch das Sicherheitsrisiko für sein Leben individuell zu tragen; vgl. dazu Beck 1986; Beck/Beck-Gernsheim 1994 sowie Junge 2002.

Demgegenüber steht der Begriff der Individualisierung in der post-strukturalistischen Theorie Foucaults für einen Kontrollmechanismus, der Fremdbeobachtung in Selbstbeobachtung transformiert und das Individuum auf diese Weise ständig einem inneren Abgleich mit dem Lebensstil wie auch dem Kontrollblick der anderen aussetzt. Hier geht es um die Effekte von Disziplinierungstechnologien, die individuelle Besonderheiten und Unterschiede so aufeinander beziehen, dass sie, nutzbringend zu einem ›Kräftekörper‹ zusammengesetzt, in selbstkontrollierte Eigendynamiken der Leistungssteigerung münden.

Das Individuum wird zum Subjekt durch die Möglichkeit, »sich auf sich selbst zu beziehen, es kann sich selbst als ein Anderes wahrnehmen« (Burkart 2006: 18).<sup>30</sup> Es zeichnet sich gegenüber dem Individuum dadurch aus, dass es sich erkennt, sich selbst zum Objekt der Erkenntnis macht, sich fragt, wer es ist. Indem es sich reflexiv auf sich bezieht, sich formt und als eigenständiges Ich agiert, ist es immer auch auf andere bezogen; es bezieht sich in seiner Selbstthematisierung auf sich durch an-

---

30 Idealistische Subjektkonzeptionen gehen davon aus, dass das Subjekt trotz äußeren Wandels durch einen inneren, substanziellen Kern, eine Identität, gekennzeichnet ist, die dem Subjekt durch die Veränderung von Raum und Zeit Einheit, Kontinuität und damit Stabilität verleiht. Auch wird angenommen, dass das Subjekt als souveränes und autonomes Subjekt ›weltenschaffend‹, also der souveräne Urheber der Dinge und Umstände um es herum und ihrer Ordnung ist. Dabei wird nicht nur unterstellt, dass es einen sich außen zeigenden, inneren Kern des Subjekts gibt, sondern auch, dass die Autonomie des Subjekts in einer irreduziblen Instanz der Reflexion begründet ist, die ihre Grundlage nicht in kontingenten äußeren Bedingungen, sondern in sich selber findet. Es wird außerdem angenommen, dass das Subjekt, sich selbst transparent, durch rationales, selbstbestimmtes, willentliches Handeln bestimmt wird. Demgegenüber betonen eher subjektkritische, poststrukturalistische Ansätze, dass das Subjekt nicht vorgegeben, sondern in seiner Entstehung auf Gesellschaft, Kultur, Strukturen oder Diskurse, kurz, kulturelle Produktionsformen, zurückgeht. Es findet seine Wahrheit nicht in einer inneren Identität, sondern es bildet, wenn überhaupt, sich permanent verändernde hybride Muster von Subjektivität aus; zum Subjektbegriff vgl. Historisches Wörterbuch der Philosophie, Bd. 10, 1998: 373-400; Foucault 1987, 1996; Reckwitz 2008a; Bublitz 2008b; zu historischen Subjektmodellen und Subjektkulturen sowie zum hybriden Subjekt vgl. Reckwitz 2006; Bröckling 2007.

dere und stellt sich wiederum für andere dar. Selbstreflexion und Selbstdarstellung sind aufeinander bezogen. Dabei gewinnt das Subjekt seinen Selbstbezug und seine Handlungsfähigkeit eben von den Instanzen, gegen die es seine Autonomie behauptet (vgl. Bröckling 2007: 19). Subjektivierung ist ein paradoxer Vorgang; in ihm verschränken sich Fremd- und Eigensteuerung. In dieser Perspektivverschränkung entsteht das *Selbst*, das sich der Integration des Blicks der anderen auf sich und der Fremdwahrnehmung ins eigene Ich verdankt und erst auf diesem Wege befähigt wird, ›eigenständig‹ zu denken und zu handeln.

»Das Subjekt nimmt die Kräfte auf, denen es ausgesetzt ist, und modifiziert ihre Ansatzpunkte, Richtungen und Intensitäten. Dabei biegt es diese Kräfte nicht zuletzt um und richtet sie auf die eigene Person – ›Subjektivierung vollzieht sich durch Faltung« (Bröckling 2007: 20; vgl. auch Butler 2001; Bublitz 2002).

Subjektivierungsformen schließen also diesen Aspekt eines Selbst, das sich auf sich bezieht und sich zu sich selbst verhält, ein: »In Selbstexploration, Selbstmodellierung und Selbstexpression konstituiert es sich als Objekt seiner selbst, entwirft ein Bild von sich und gibt sich eine eigene Gestalt.« (Ebd.) In der Präsentation und Sichtbarmachung des eigenen Selbst (für andere), in der Selbstoffenbarung und Selbstdarstellung wird es erst, was es ist: ein Subjekt, das um sich selbst weiß, also ein Selbstbewusstsein hat. Dabei bewegt es sich immer in doppelter Bindung, zum einen in der Abhängigkeit und Kontrolle von anderen, zum anderen durch Bewusstsein und Selbsterkenntnis in seiner eigenen Identität verhaftet (vgl. Foucault 1987: 246). In dieser Doppelstruktur des Subjekts zeigt sich ein gemeinsamer Bezugspunkt von Individuum und Subjekt: Das einzelne Individuum wird erst dadurch zum Subjekt, dass es sich sozialen Regeln unterwirft, diese verinnerlicht und verkörpert und sich in das soziale Gefüge der Gesellschaft integriert.

Sehen und Gesehenwerden erscheinen als ineinander verschränkte Perspektiven einer Praxis der Selbstprüfung und -entäußerung, die in der extensiven Aus- und Beleuchtung des Subjekts zugleich den Anderen, den Nächsten im Blick hat, ihn imaginiert und damit die Bereitschaft impliziert, sich von denen kontrollieren zu lassen, die man selbst kontrollieren will (vgl. Bublitz 2006a und 2006b). In der sprachlichen wie visuellen Selbstinszenierung erzeugt Selbstoffenbarung paradoxerweise erst, was sich innerhalb medialer Öffentlichkeiten exponiert, ja, aus der Sicht kulturkritischer Diskurse sogar ›prostituiert‹, in Wirklichkeit aber erst konstituiert: Das Subjekt, das sich seiner eigenen Subjektivität, seiner sozialen Existenz in der theatralen, performativen Selbstdarstellung,



in der öffentlich-medialen Repräsentation und Verkörperung von Status(symbolen) immer wieder aufs Neue versichert und sich dabei beständig selbst einordnet, adjustiert und normalisiert (vgl. Link 1997). Zugleich transformiert sich das Subjekt in der medialen Zirkulation symbolischer Zeichen immer wieder aufs Neue. Und es bedient sich dabei zyklischer Reproduktionsmechanismen, in denen sich ›das Normale‹, der Mainstream, medial transportiert und stabilisiert, aber – unter anderem durch De- und Re-Kontextualisierung – immer auch verschiebt und über diese Verschiebung individuell wie strukturell Umbrüche vorantreibt (vgl. Winkler 2004: 196f.).<sup>31</sup>

Denn auch wenn es scheint, als gäbe es nichts mehr, was nicht repräsentiert oder dargestellt wird und sich vorführen lässt: Das Singuläre und Besondere verschwindet nicht in der wiederholten Aufführung und seiner Optimierung. Vielmehr entsteht es immer wieder neu im Spiel von Differenz und Wiederholung, die zwar standardisierte Muster reproduzieren, aber in der Verschiebung des Wiederholten, auch im standardisierten Format, gleichwohl Differenzen produzieren. Und nicht alles wird repräsentiert: Es gibt eine nicht repräsentierte Singularität, die gewissermaßen aus dem Rahmen (der Sprache, des Bildlichen, Symbolischen) fällt und diesen überschreitet (vgl. dazu Mersch 2002a und b; Bublitz 2005: 112ff.): das Ereignis in seiner Faktizität, Subjekte und Körper in ihrer Materialität, Individualität als das Besondere.

Der Titel des Buches »Im Beichtstuhl der Medien« bringt die Relationalität und Spannung zum Ausdruck, in der sich Subjektivierung als Unterwerfung und Bildung des Subjekts (als ›unterworfenen Souverän‹) vollzieht. In der medialen Wortergreifung und Spiegelung unterwirft sich das Subjekt zwar medial vorgegebenen Subjektmodellen, die als Applikationsfolien fungieren, aber zugleich rufen die öffentlich-medial inszenierten Bekenntnisrituale und Geständnispraktiken das extensiv ausgeleuchtete Subjekt als solches ins Leben und geben ihm öffentliche Bedeutung. Dabei stellt sich in der medialen Reflexion immer auch die Möglichkeit einer subjektiven Distanz des Subjekts zu sich selbst und anderen wie auch zu den medialen Vorgaben ein.

Die Metapher des Beichtstuhls verweist auf das Spiel von Verhüllung und Enthüllung, aber auch auf eine Form der Selbstgestaltung, die sich im Blick der Öffentlichkeit vollzieht, der öffentlichen Kontrolle aussetzt, und damit zugleich als mediale Manifestation des Subjekts inszeniert.

---

31 Zum »geräuschlosen Funktionieren« des Normalen und dessen ›Entautomatisierung‹ durch Prozesse des strukturellen Umbruchs via Kumulation und Verschiebung vgl. Winkler 2004: 196f.

In der medialen Anordnung des Beichtstuhl-Dispositivs *zeigt sich* die Masse der Vielen als ›unterworfenen Souverän‹, als Subjekt, dessen symbolischer Körper sich im öffentlichen Raum gleichsam auf einer medialen Schaubühne präsentiert, das sich in der Unterwerfung unter ein mediales Blick-Regime als aus der Masse herausgehoben entziffern lässt. Dabei rückt das Verhältnis zu sich und anderen in den Fokus eines medialen Blick-Arrangements, in dem es sich, kaum ausgeleuchtet, seiner Festschreibung auf eine bestimmte Identität immer wieder entzieht.

Im Folgenden wird die Genealogie dieser (Re-)Präsentation des Subjekts als mediales Selbst rekonstruiert:

Kapitel I stellt zunächst den Begriff der *Repräsentation* in historischer Perspektive vor, wo er in die Geschichte des politischen Körpers einzuordnen ist. Er verweist auf den »Körper des Königs« (Foucault 1976: 40; vgl. Kantorowicz 1992), der Herrschaft, gebunden an die Person, in der symbolischen Erweiterung des Körpers im öffentlichen Raum zeichenhaft sichtbar und sinnfällig macht. Im Zentrum des *theatralen Modells einer repräsentativen Öffentlichkeit* steht die *Person*, verpflichtet, ›natürlich‹ und ›authentisch‹ und doch immer maskiert zu sein. Ihr öffentlicher Auftritt operiert in der prekären Spannung von wirklich darstellender und bloß verstellender Repräsentation. Dieses Modell der personalen Repräsentation und Theatralität, in dem sich der soziale Status *physisch verkörpert* und *zeigt*, bestimmt zunächst auch die Figuration des politischen Körpers, in dem die Individuen sich selbst repräsentieren, dann auch die Öffentlichkeit der bürgerlichen Gesellschaft, in der die zum Publikum versammelten bürgerlichen Privat- und Geschäftsleute sich ihrer selbst gegenseitig vergewissern (vgl. Kap. I.1). Ökonomie, Öffentlichkeit und Privatsphäre bilden im 19. Jahrhundert, auch und gerade in der Trennung der Sphären, einen konstitutiven Zusammenhang. In das System einer Ökonomie integriert, das auf einer vertraglichen Grundlage beruht und in dem unsichtbare Kräfte scheinbar das (Markt-) Geschehen steuern, verändert sich das theatrale Arrangement: Nun begegnen sich die unterschiedlichen Individuen zwar als Gleiche, aber das Modell der erst repräsentativen, dann auch kritischen Öffentlichkeit wird unterminiert durch ein Netz ökonomischer Abhängigkeiten, das sich gleichsam als ›Geschäftskörper‹ hinter dem Rücken der Individuen durchsetzt und sie in ein ökonomisch ausgewiesenes Beziehungsgeflecht sozialer Tausch- und Verkehrsformen einbindet (vgl. Kap. I.2). In diesem Zusammenhang erfolgt nicht nur die Ausrichtung des Einzelnen an statistischen Daten der Selbstführung, sondern es verändert sich auch die Codierung des Privaten und Öffentlichen: Im Eindringen der Marktgesetze ins Privatleben und im – überhandnehmenden – Warenkonsum findet sich, wie Habermas im »Strukturwandel der Öffentlichkeit«

(1968<sup>2</sup>) deutlich gemacht hat, sowohl die Grundlegung der Grenzziehung des Privaten zum öffentlichen Bereich als auch derjenigen Verdinglichungs- und Verfallserscheinungen, die zur ›Pseudoöffentlichkeit‹ und ›Scheinprivatheit‹ führ(t)en (vgl. Kap. I.3). Seitdem scheint die öffentliche Kultur im Verfall begriffen, was sich, folgt man kulturkritischen Diskursen, nicht nur in der Entgrenzung von Privatleben und Öffentlichkeit, sondern auch im geradezu obsessiven Interesse an der eigenen Person, der fortwährenden Suche nach dem eigenen Selbst und dessen narzisstischer Verortung im anderen zeigt (vgl. Kap. I.4). Ähnlich, wenn auch in umgekehrter Perspektive, wird – bei David Riesman et al. – die Allgemeinheit (der anderen) zum Steuerungs- und Normierungsinstrument des modernen Individuums, das sich, orientierungslos in der »einsame(n) Masse« (Riesmann/Deney/Glazer 1958) verloren, an deren Signalen ausrichtet und sie in sein Handeln integriert. 50 Jahre später erscheint die »Sucht nach Öffentlichkeit« (Eco 2007) als Kehrseite dieses Phänomens, das auf die Globalisierung der Ökonomie und Vorherrschaft der Kommunikationsapparate zurückgeführt wird und rhetorisch als Deformation einer ganzen Kultur erscheint. Diese Analysen, die in Krisen Diskurse münden, greifen zweifellos zu kurz. Vielmehr fällt der Blick von hier auf veränderte Formen der Subjektivierung und Selbstführung.

Kapitel II geht darauf ein, dass die Selbstrepräsentation des Subjekts durch Sichtbarmachung und Wortergreifung im Blick der anderen erfolgt. Sie wird zugleich als performative Konstitution des Subjekts verstanden. Insbesondere in der Beichte kommen intime Regungen zur Sprache. Sie ist der Ort der Geständnispraktiken, die zu permanenter Gewissens- und Selbstprüfung und zur Befreiung vom Sündenregister führen sollen. In einem selbstanalytischen Diskurs andauernder Selbstbeobachtung und Selbstbefragung formt sich das Subjekt als eines, das sich systematischer Selbstkontrolle und fortwährender Selbstkorrektur verschreibt (vgl. Kap. II.1). In der modernen Gesellschaft geht es vor allem darum, sich als sich selbst führendes Individuum zu präsentieren, das in Eigeninitiative für sein Leben sorgt und sich in der Gesellschaft immer wieder in Relation zu anderen sozial positioniert. Individualität erscheint so immer gebunden an Dimensionen sozialer Zurechnung und Zuschreibung sowie an institutionalisierte Praktiken der Selbstsorge. Dabei besteht die Paradoxie der Selbsttechnologien in der Verschränkung von Fremd- und Selbstführung. Normalisierung erscheint dann im antizipierten Blick der anderen auf sich selbst, als Effekt einer vorweggenommenen Verallgemeinerbarkeit (vgl. Kap. II.2). Der Beichtstuhl ist, als materielle Vorkehrung, die das Subjekt, wie im Verhör, zum Sprechen bringt, zugleich Element eines – medialen – Dispositivs: Er funktiert als Anordnung und Kontrollsystem, das Verborgenes bis ins kleins-

te Detail zutage fördert und das Subjekt zur Rechenschaft zieht. Als solches bildet der Beichtstuhl zugleich ein Archiv von Aussagen, das die Grenzen des Sagbaren bestimmt, zu dem, was öffentlich nicht sagbar ist und daher verschwiegen und tabuisiert werden muss.<sup>32</sup> In diesen Sprechakten und ihrer endlosen Anhäufung von Details und Regungen entsteht ein Subjekt, das sich medial artikuliert und präsentiert, um – performativ – zu werden was es ist: In der Beichte manifestiert sich ein Subjekt, das ›sich spricht‹ (Butler) und sich immer wieder anders hervorbringt. Hier verschränken sich Beobachtung und Selbstbeobachtung als Instrumente einer panoptisch, heteronom arrangierten Disziplin und einer am individuellen Seelenheil ausgerichteten Pastoralmacht. Aber vor allem zeigt sich hier das Subjekt als eines, das im Werden begriffen ist und *als Subjekt erscheint* (vgl. Kap. II.3).

Kapitel III: Vielfältige Formen der ›Selbstentfaltungskultur‹ bringen das Subjekt ›zum Sprechen‹, dessen marktförmig ausgerichtete Form der Selbstentfaltung zum Kriterium einer gelungenen Lebensführung geworden ist. Selbstpräsentation erfolgt nun zunehmend durch ein ›unternehmerisches Selbst‹, das dynamisch wechselnde Selbstoptimierungsstandards erfüllt und immer im Abgleich mit der Anschlussfähigkeit an den Markt erfolgt (vgl. Kap. III.1). Dabei bildet das Selbst nicht nur eine semiotische Projektionsfläche fluider Zeichensprachen und ästhetischer Formen der Fremd- und Selbstwahrnehmung. Subjektivität ist vielmehr vor allem an die Fiktionalisierung eines offenen Erwartungshorizonts und die Realisierung fiktional erschlossener Möglichkeiten angeschlossen (vgl. Kap. III.2). Während die Disziplin das Individuum in institutionalisierte Milieus einschließt, tritt in der Kontrollgesellschaft an ihre Stelle seine kontinuierliche Variation und Modifikation (vgl. Kap. III.3). Das sich selbst führende Subjekt entspricht einer durch *Sicherheitsdispositive* kontrollierten Gesellschaft, in der sich die Normalisierung, gegründet in der flexiblen Adjustierung an verteilte Datenstrukturen und

---

32 Der Begriff des Archivs bezeichnet hier, im Unterschied zum alltags-sprachlichen Verständnis des Archivs als »Summe aller Texte, die eine Kultur als Dokumente ihrer eigenen Vergangenheit oder als Zeugnis ihrer beibehaltenen Identität bewahrt hat« oder als Einrichtung, die einer Gesellschaft gestattet, »die Diskurse zu registrieren und zu konservieren, die man im Gedächtnis oder zur freien Verfügung behalten will« im Anschluss an Foucault »das Gesetz dessen, was gesagt werden kann« (Foucault 1973: 187). Dieses ›Gesetz des Sagbaren‹ ist definierbar als Regeln, die einer Kultur zugrunde liegen und sie von anderen Kulturen abgrenzen. In unserem Fall handelt es sich um Regeln, die den Bekenntnissen gestehender Subjekte zugrunde liegen, aus denen sich historische Archive des Begehrens und der Sünde, der Abweichung und Normalität rekonstruieren lassen.

Kurvenlandschaften, mit hochgradiger Individualisierung verschränkt (vgl. Kap. III.4). In deren Fokus steht die ›freiwillige‹ Selbstkontrolle und -korrektur, die auf der gesellschaftlich erzwungenen Freisetzung selbstregulativer Mechanismen und andauernden, selbstgesteuerten Rückkoppelungsprozessen beruht (vgl. Kap. III.5).

Kapitel IV: In der Selbstentfaltungskultur kehrt der ›Körper des Königs‹ zurück, aber nun betritt er, der seine Macht im öffentlichen Raum symbolisch sichtbar und sinnfällig macht, in Gestalt der Vielen die mediale Bühne und die des Marktes, auf denen sich das Subjekt als kreativ-unternehmerisches und ästhetisch-expressives Selbst präsentiert. Bedeutsam ist nicht nur permanente marktförmige Anschlussfähigkeit, ebenso wichtig sind *mediale Praktiken* als *Technologien des Selbst*. Selbstführungs- und Selbstentfaltungskulturen stehen im Zusammenhang mit der Transformation von Medientechnologien, die das Subjekt in ästhetischen, experimentellen und zugleich quasi-marktförmigenhaltungen der Entscheidung zwischen Optionen einüben (vgl. Kap. IV.1). In der ästhetischen Aufladung von Bildern und medial angeschlossen an Formen der visuellen Realisierung von Sichtbarkeit, bieten sich die Medien als Folie für den experimentell-spielerischen Umgang mit Formen der Selbst-Repräsentation. Anschaulich wird dies in der unablässigen Bewegtheit des Subjekts, das sich, ähnlich wie der Flaneur in den Großstädten des 19. Jahrhunderts, selbst immer wieder der Bewegung der Masse überlässt, ohne in ihr zu verschwinden, aber auch ohne in der exzentrischen Differenz zu anderen den Boden marktförmiger Anschlussfähigkeit zu verlieren. Zugleich verweist die unablässige Bewegung und Dynamik des Subjekts auf die Zersetzung sämtlicher Sicherheiten und den Verlust seiner sicheren Selbstbegründung (vgl. Kap. IV.2). Experimentelle Selbstbezüglichkeit und Stilisierungsfähigkeit im Umgang mit sich selbst bilden das zentrale Merkmal einer *subjektiven Selbstreferentialität*, in der sich verstreute Komplexe von Selbsttechnologien bündeln (vgl. Kap. IV.3). Im theatralen, szenischen Arrangement, das sich auf eine ›Semantik der Selbstentfaltung‹ beruft, zeigt sich eine Ästhetik der Selbstinszenierung, in der sich ästhetische und ökonomische Codes verschränken (vgl. Kap. IV.4). Es konstituiert sich ein öffentlich und medial verfügbares Subjekt, das sich in medialen Verzeichnissen spiegelt und dessen Bekenntnisrituale seine Individualität nicht mindern, sondern unterstreichen und steigern.

Kapitel V: Dem entsprechen Formen der Selbstinszenierung, in denen sich ›prekäre‹ Subjekte darstellen, die die Exzentrizität ihres Begehrens lustvoll bekennen oder im Tabubruch unterzugehen drohen, zugleich aber aus der schier grenzenlos scheinenden Zurschaustellung privater Details in einer anonymen medialen Öffentlichkeit Gewinn ziehen,

auch wenn sie bekenntnisreich den Abriss ihrer sozialen Bezüge dokumentieren. Beispielhaft zeigt sich in der Talksendung *Domian*, wie Selbstbekenntnisse, in denen sich Abweichungen vom Normalen manifestieren, zum Material einer Aufmerksamkeitsökonomie werden, die Normalisierung und Selbststeuerung an vorgegebene Standards des Moderators der Sendung binden. Hier wird die Nacht zum Tag gemacht – und dies im doppelten Sinne: Während der ›Normalbürger‹ schläft, wird hier das Unbewusste, Tabuisierte zum Vorschein gebracht und ins Bewusstsein gerufen, gleichzeitig wird die ›Nacht‹ derjenigen, die sich gehen lassen, ins Taglichte gewendet und quasi-therapeutisch, verbal in die Normalität umgelenkt. In der Serialität des nächtlichen Bekenntniszwangs wiederholt sich hier kalkulierte Authentizität im standardisierten Format. Es ist zuständig für die Teilhabe des Subjekts am Narrationsdrang, an den Offenbarungen und Rhetoriken der Selbst(er)findung, die eingebunden sind in die psychische Hygiene eines Subjekts, das der Bestätigung und Vergewisserung seines Selbst im anonymen medialen Kanal bedarf. Sprechen und Zuhören, beides Elemente der Anordnung des kirchlichen wie medialen Beichtstuhldispositivs, bilden den Rahmen derjenigen Psychotechniken, die die tradierte Grenze zwischen Privatheit und Öffentlichkeit, Innen- und Außenwelt unterlaufen, aber auch aufrufen. Indem die mediale ›Beichte‹ das Intimste sagbar macht und es, im standardisierten medialen Format verortet, verhandelbar, aber auch austauschbar macht, kommen Verfahren der Inszenierung des Selbst in den Blick, mit deren heilsamen Effekten sich zugleich Techniken der Psychohygiene als mentale Subjektivierungsweisen etablieren.

Kapitel VI: Hier kommt das Subjekt zum Vorschein, das, eingebunden in eine Vielzahl von (Aus-)Tauschverhältnissen und eine Vielfalt kommunikativer Netzwerke, vordergründig betrachtet, zu verschwinden droht, zugleich aber sich und seine schöpferische Kraft in der ›beweglichen Mannigfaltigkeit‹ seiner möglichen Präsenz im Netz erst *zeigt*. Damit tritt öffentlich in Erscheinung, was sonst unsichtbar bliebe: das einzelne Individuum in seiner Gleichheit und Differenz (zu anderen). Inszenierungen eines unverwechselbaren Selbst werden als *artifizielles* Geschehen, Individualität als künstliches Arrangement arbiträrer Zeichen markiert, im Übermaß produziert, zugleich aber in den Rahmen einer gemeinsamen, globalen Kommunikation gestellt. Es ist ein bewegliches, aber dennoch medial *begrenzt*es Selbst, das sich hier *präsentiert* und darauf verweist, *dass nicht alles im Rahmen einer medialen Inszenierung des Selbst vollständig erfasst wird*, beschreibbar als Realisierung eines immer fiktiv und imaginär bleibenden Selbst (vgl. Kap. VI.1). ›Gebeichtet‹ wird auch im ›voyeuristischen‹ Szenarium standardisierter Fernsehshows und Internetportale, ein Begehren, in dem sich ein

kollektives Imaginäres spiegelt (vgl. Kap. VI.2). Das Subjekt, das sich hier artikuliert und präsentiert, positioniert sich immer im Abgleich und in Relation zu anderen (vgl. Kap. VI.3). Zugleich erscheint das faktische Leben auf der Folie eines medial gespiegelten möglichen Lebens als bloß hypothetische Existenz, das sich fortwährend im möglichen Leben bricht. Nun bewegt sich das Subjekt auf Dauer an der Schwelle eines unbestimmten, ›maßlosen Raums‹, der medial vorgeführt, zum Normalzustand wird (vgl. Kap. VI.4).

Die Schlussbetrachtungen machen noch einmal deutlich: Das theatrale Arrangement personaler Präsentation und Subjektconstitution hat sich erneut verändert: Die Zirkulation des Subjekts in Datenströmen, immer verlinkt mit Ranking- und Skalierungsverfahren, ist der Vorgang seiner Produktion: *Es ist, was es als Person darstellt und zirkulieren lässt, zum Austausch bringt.* Zweifellos unterliegt es in seiner sichtbaren und beweglichen Präsenz im universellen Netz einer symbolischen, dynamischen Zeichenpraxis, die es jedoch nie vollständig abbildet. Damit produziert es immer auch einem Bedeutungsüberschuss, den es möglicherweise so nicht gewollt hat und der sich seiner Kontrolle entzieht, aber gerade dadurch Neues produziert. Was öffentlich in Erscheinung tritt, ist ein Selbst, das medial gegenwärtig ist, sich aber zugleich *jeder eindeutigen Verfügbarkeit und Zuordnung* entzieht.